



Geschäftsstelle der Synode

**Drucksache
IV / 4**

4. Tagung der 11. Synode
der Evangelischen Kirche in Deutschland
6. bis 9. November 2011
in Magdeburg

K U R Z S T A T E M E N T

zum Schwerpunktthema

"Was hindert's, dass ich Christ werde?"

(nach Apg. 8,36)

Missionarische Impulse

Max Bank

- unredigierte Fassung -

Zuerst bedanke ich mich herzlich dafür, dass ich zu dieser Synode eingeladen wurde. Ich weiß diese Offenheit gegenüber einem jungen politisch aktiven Menschen wie mir sehr zu schätzen. Ich werde darüber später noch sprechen, was ich genau mache. Das soll aber erst einmal im Hintergrund stehen.

Ich bin darum gebeten worden, darüber zu erzählen, wie ich denke, dass junge Menschen zum Glauben finden. Ich habe mich dazu entschieden, zu diesem Zweck meine ganz persönliche Geschichte der Glaubensfindung zu erzählen und daran möglicherweise einige Dinge aufzuzeigen, die von genereller Relevanz sein könnten.

Zu dieser persönlichen Geschichte: Ich bin nicht den klassischen Weg der Taufe und Konfirmation gegangen, sondern habe mich im Alter von 27 Jahren für den Glauben und für die evangelische Kirche und die damit verbundene Taufe entschieden.

Ein paar Schritte zurück: Ich bin in einem politischen Wohnprojekt mit 15 Leuten groß geworden, die sich nicht sonderlich für Kirche interessierten, ja, ihr eher ablehnend gegenüberstanden und weiterhin stehen, also durchaus ein Umfeld, das es relativ schwierig macht, Zugang zu Kirche und Glauben zu finden. So kam es auch dazu, dass ich in meiner Kindheit nie zum Gottesdienst gegangen bin, nie Religionsunterricht hatte, geschweige denn die biblische Geschichte irgendwie kennenlernen konnte.

Im Alter von 15 Jahren wurde ich neugierig. Denn das Christentum und auch die Geschichte von Jesus begegnen einem im abendländischen Alltag doch immer wieder, gerade in einer erzkatholischen Metropole wie Köln, aus der ich komme und in der ich heute auch wohne.

Ich begann also mit 15 Jahren, selbständig die Bibel zu lesen, von vorne bis hinten, das Alte und das Neue Testament. Ich habe mich durch die Namenslisten im Alten Testament gekämpft und war irritiert über die Rachsüchtigkeit Jahwe, und ich genoss die Poesie eines Königs Salomo. Die Passage, die mich im Alten Testament am meisten bewegte und fesselte, war die Geschichte von Hiob. Denn ich hatte kurz zuvor in der Schule Goethes Faust gelesen und musste doch erstaunliche Parallelen feststellen.

Kurzum: Ich wurde, zumindest in Ansätzen, ein begeisterter Bibelleser, nicht immer, aber doch oft, und war bei der Lektüre völlig unvoreingenommen. Ich hatte eben nicht diesen Hintergrund eines Gottesdienstes, in dem Bibeltexte eingespeist werden.

Nun, ich war und bin ein Mensch auf der Sinnsuche. Die Frage, die sich mir immer wieder stellte, war: Ist der Gutmensch gut oder nicht? Damit verknüpft die Frage: Macht es also Sinn, sich für eine bessere Welt einzusetzen im tagtäglichen Miteinander und in gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen oder ist dies, weil der Mensch schlecht ist, zum Scheitern verurteilt?

Meine Antwort war intuitiv und sehr emotional. Es war für mich einfach klar, der Mensch ist gut. Zumindest steckt in jedem Menschen ein Funken Gutes, den man nur entfachen und stärken muss über Liebe zueinander, über gesellschaftspolitische Institutionen, die ein Miteinander stärken. Dieser Funken, das ist für mich das Göttliche, und der Glaube an diesen Funken ist für mich die Kraft, die es mir und anderen ermöglicht, für eine bessere Welt zu streiten und der doch allzu oft schrecklichen Realität mit einem „Trotz alledem“ zu begegnen. Für mich steckt das Göttliche in allen Lebewesen, in Natur und Mensch. Deshalb gilt es respektvoll mit der Schöpfung umzugehen.

So kam ich – jetzt möchte ich kurz darauf hinweisen, was ich gesellschaftspolitisch mache – zu Attac, wo mir gesagt wurde und ich heute selbst sage: Eine andere Welt jenseits von Menschen und naturverachtenden Finanzmarktkapitalismus ist möglich, ja, sie ist dringend nötig, und wir können sie gemeinsam gestalten. Diese Gestaltung findet natürlich gerade in

der sozialen Bewegungsdynamik stark statt. Die Occupy-Bewegung sei an dieser Stelle kurz erwähnt.

Zurück zu meinem Glaubensweg. Dieser Schritt zum Glauben war zunächst ein privater innerer Schritt, mein persönlicher Impetus zum Handeln. Irgendwann kam ich an zwei Punkte: Erstens wollte ich meinen Glauben vor Gott und der Welt bekennen, und zweitens wollte ich eine Heimatinstitution, eine Gemeinschaft für meinen Glauben finden.

Der erste Punkt gestaltete sich leichter. Es gibt natürlich unterschiedliche Wege, seinen Glauben zu bekennen vor Gott und der Welt. Ich fühlte, dass ich dazu ein Ritual brauchte, eine Art Transformationsprozess, und der Akt der Taufe lag da einfach nahe.

In welchem institutionellen Rahmengenüge, das war für mich unklarer. Die Taufe wollte ich. Das war klar. Die Heimatinstitution war für mich ein wesentliches größeres Problem.

Welche Kirche, welche Glaubensrichtung wählen? Nun, ich war und bin sehr pragmatisch. In Deutschland ist die Kirche, die am ehesten meinen Vorstellungen von Glauben und Gerechtigkeit entspricht, die evangelische Kirche. In den USA wäre ich niemals der evangelischen Kirche beigetreten. Ich denke an die religiös-heuchlerische Rhetorik eines George W. Bush. Wäre ich in Asien aufgewachsen, wäre ich sicherlich Buddhist geworden. Aber dem ist nun einmal nicht so. Also, Christ werden und sein in einer christlich-abendländischen Gesellschaft.

Hinzu kamen Gespräche mit meinen zukünftigen Taufpaten Annelie Wien und Sven Giegold und meinen Freunden Dominik Haskamp und Jonathan Hoffmann. Sie bestärkten mich in der Idee der Taufe und berieten als Freunde ganz offen und neutral. Und noch etwas sehr Wichtiges für mich und meinen Weg in diese Kirche waren die regelmäßigen Gespräche mit einem offenen Pastor, der mir Kirche als Institution näherbrachte, zu dem ich schnell Vertrauen fasste und der mir half, die evangelische Kirche als geeigneten Ort für meinen Glauben zu begreifen. Ein offener Pastor also und das Glück, Freunde zu haben, die mich beraten, waren zentral für meine Entscheidung, der evangelischen Kirche beizutreten.

Aber nicht nur die bestärkenden Gespräche gab es, auch Kritik hagelte von überall her. Deshalb war der Prozess zu Glaube und Kirche für mich einer von mehreren Jahren. Ich hatte ständige Auseinandersetzungen – Sie können sich das vorstellen – in meinem politischen Umfeld. Eines einte jedoch alle diese Gespräche – das hat mich sehr positiv gestimmt –, der Respekt für meine persönliche Entscheidung. Ein zweiter Aspekt war auch sehr spannend, das Auslösen von Auseinandersetzungen der Meinung meines Gegenübers mit den eigenen kirchlichen Bindungen. Die Menschen, denen ich sagte, ich möchte jetzt meinen Glauben der Gesellschaft und Gott mitteilen, waren überrascht darüber. Sie fragten sich, was eigentlich mit mir los ist, und das hat eine sehr fruchtbare Auseinandersetzung gestartet. Also, Respekt das war das entscheidende Stichwort.

Vielleicht noch zu meinen Eltern. Meine Eltern sagten mir beide: Gut, wir verstehen deine Entscheidung nicht, aber wir respektieren sie. Wenn dir dein Glaube und deine Taufe guttun, dann tu das. Dies tat ich, und diejenigen, die mir wichtig sind, kamen zu meiner Taufe. Das war ein sehr schöner Moment, wo Menschen, mit denen ich, was meinen Glauben angeht, in Widersprüche getreten bin, sagten: Ich respektiere diese Entscheidung. Das ist, glaube ich, ein sehr besonderer Moment im Leben, den ich nach wie vor sehr zu schätzen weiß.

Was bedeutet es für mich – und das ist jetzt der letzte Teil meines Vortrages –, Teil der evangelischen Kirche zu sein und was könnte es bedeuten? Zunächst ist die evangelische Kirche ein Ort des Glaubensbekenntnisses für mich. Das ist der Ort, wo ich mich über meinen Glauben und die damit verbundenen Schwächen, Stärken und alles Mögliche

austauschen kann, wo ich eine Art Schutz dafür finde, Gespräche zu führen. Ich muss mich nicht mehr dafür schämen zu glauben. Für mich ist die EKD darüber hinaus eine Institution, die das moralische Fundament und das soziale Netz unserer Gesellschaft ausmacht. Ich glaube, dass wir dies mehr denn je brauchen. Soziale Gerechtigkeit, eine zentrale christliche Botschaft, ist heute in Deutschland und global an vielen Stellen eine Farce.

Das Maß an sozialer Ungleichheit ist hier in Deutschland im Verhältnis ausgeprägter, als es im Kaiserreich war.

Ich weiß nun, dass die EKD über eine sehr heterogene Mitgliedschaft verfügt, und gerade deshalb, weil ein gesellschaftlicher Querschnitt präsent ist, ist es, finde ich, eine großartige Chance, hier Aushandlungsprozesse zu vollziehen und einen Gerechtigkeitsbegriff zu entwickeln; die Betonung liegt auf „Entwickeln“.

Das fehlt mir. Das fehlt, glaube ich, jungen Menschen in der EKD, und ich bin mir sicher: Es fehlt vielen anderen jungen Menschen auch, die möglicherweise Zugang zur Kirche finden könnten.

Glauben und Gerechtigkeit müssen sich in konkreten gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen und in konkreten politischen Positionierungen äußern. Ich vermisse die Kirche in der Occupy-Bewegung. Denn die Occupy-Bewegung – mittlerweile kennt sie ja jeder – ist eine Suchbewegung, und ich finde, dass sie hier mit der Kirche eins ist. Auch die Kirche ist eine suchende Bewegung, die Leuten, die Glauben gefunden haben, weiter einen Ort des Suchens bietet.

Eine weitere Schwäche unserer Kirche ist, dass sie sich zu wenig mit Fragen von Umwelt- und Klimapolitik beschäftigt; so ist zumindest meine persönliche Wahrnehmung. Auch die Natur gehört zur Schöpfung, und ich finde, das ist im Christentum unterbelichtet. Nach fast 200 Jahren Industriegesellschaft mit entsprechenden Schäden für Klima und Umwelt finde ich, dass die Kirche hier deutlicher Stellung beziehen könnte – im Kleinen wie im Großen, im Gottesdienst, aber auch in der Form von öffentlichen Stellungnahmen.

Ich möchte noch einmal zwei Stärken der Kirche betonen. Die eine ist: In einer Zeit, in der Individualismus auf die Spitze getrieben wird, bietet die Kirche einen Ort, wo Gemeinschaft auf der Tagesordnung steht und wo das Versammeln unter einem Dach, unter dem Dach des Glaubens zum Selbstverständnis gehört. Das ist etwas Besonderes, und das macht die Kirche attraktiv und wird sie perspektivisch attraktiv halten. Sie bietet Gemeinschaft.

In einem zweiten Punkt hat, finde ich, die Kirche eine Stärke und Besonderheit. In unserer Gesellschaft wird der Tod von uns allen systematisch verdrängt. Leben und Jung-Sein haben überall Platz, und Alt-Sein und Tod sind marginalisiert. Der Tod und die Toten haben in der Kirche ihren Platz, Trauer und Tote ebenfalls. So auch die Trauer – das habe ich sehr zu schätzen gewusst – um meinen 2009 verstorbenen Vater.

Ich komme zum Abschluss. Insgesamt fühle ich mich in der EKD mit meinem Glauben und dem damit verbundenen Gerechtigkeitsanspruch wohl. Aber damit dies so bleibt, sollte sich die Kirche den gesellschaftlichen Herausforderungen öffnen und sich damit entsprechend verändern, und das tut sie ja heute in dem Prozess, den wir hier auf der Synode erleben. Eine andere Welt und eine andere Kirche sind möglich, und ihre zentrale Botschaft – ihre zentrale Mission, könnte man auch sagen – ist, klar zu machen, dass Glaube und Gerechtigkeit zusammengehören. Dann kommen auch wieder mehr junge Menschen hierhin. Ich will Mission ernst nehmen, und deshalb bin ich aktiver Teil dieser unserer Kirche.